

Der Blindenstock als Wünschelrute

– Ein dezidiert politischer Dichter ist Reiner Kunze nie gewesen, aber das kritische Gewissen der deutsch-deutschen Gegenwart. Nun wird er achtzig. –

Ein politischer Autor ist er nie gewesen, jedenfalls keiner, der schreibt, um Politik zu machen. „Ich stelle mich dem Politischen dort, wo es mich als Autor stellt, wo es ins Existenzielle hineinragt“, sagte Reiner Kunze 1979, zwei Jahre nach seiner Übersiedelung aus der DDR in die Bundesrepublik. Nachzulesen ist das nun in einem von Matthias Buth und Günter Kunert herausgegebenen Band mit Texten über und für Reiner Kunze, der pünktlich zum 80. Geburtstag des Dichters erschienen ist (*Dichter dulden keine Diktatoren neben sich. Reiner Kunze. Ein Lesebuch*. Verlag Ralf Liebe, Weilerswist 2013).

Zwar drängt sich auch hier und vielleicht unvermeidlicherweise - der politische Lebenslauf Kunzes vor; in den schönen Texten von Walter Hinck und von Birgit Lermen, die dem lyrischen Werk nachspüren, kommt aber auch der Dichter in all seiner Zurückhaltung zur Geltung. Das Politische hat sich im Fall Reiner Kunzes so sehr in den Vordergrund gedrängt, dass Lyrik schließlich gar zum Decknamen der Stasi-Observation geworden ist und dann zum Titel der Dokumentation, mit der er 1990 seine gesammelten Überwachungsprotokolle veröffentlichte. *Deckname Lyrik* schlimmer kann es für Dichtung nicht kommen. Der historische Umstand, dass Kunze bis 1977 in der DDR lebte, hat dazu geführt, dass seine scheue, tastende Sprache Misstrauen hervorrief: Wer es vorzog, über „Ansichten der Natur“ zu schreiben anstatt über den Fortschritt, der ließ den richtigen Klassenstandpunkt vermissen und entzog sich doch wohl mit Bedacht. DDR-Ideologen sprachen über seine Gedichte das vernichtende Urteil, sie seien Ausdruck einer „subjektivistisch verengten Betrachtungsweise“. Als könnte Lyrik je etwas anderes sein.

Dabei hatte Kunze als Sohn eines Bergarbeiters aus dem Erzgebirge doch zumindest eine ordentliche proletarische Herkunft vorzuweisen. Das Studium der Philosophie in Leipzig musste er aber aus politischen Gründen vor der Promotion abbrechen.

Als freier Autor hatte er stets mit der Zensur zu kämpfen. Er heiratete eine Tschechin, lebte längere Zeit in der ČSSR, übersetzte tschechische Lyrik und gehörte zu denen, die 1968 mit dem Prager Frühling sympathisierten. Als er 1976 *Die wunderbaren Jahre* in der BRD publizierte - kurze, kritische Prosastücke über die Militarisierung von Schule und Erziehung, die in der DDR niemals hätten erscheinen können, wurde er aus dem DDR-Schriftstellerverband ausgeschlossen. Im Westen wurde das Buch zum Bestseller, obwohl es mit seiner dezidiert politischen Stoßrichtung eher untypisch für ihn ist. Wenn schon Politisches, dann und ins Allgemeine gewendet wie in seinem „Vers zur Jahrtausendwende“:

*Wir haben immer eine wahl,
und sei's, uns denen nicht zu beugen,
die sie uns nahmen.*

In knappen Versen mit dem Titel „Poetik“ bezeichnet Kunze das Gedicht als „blindenstock des dichters“, mit dem er die Dinge berührt, „um sie zu erkennen“. Man kann sich den Dichter also

als blinden Seher Teiresias vorstellen, aber auch als hilflosen Sucher, der nichts hat als seine Worte, um mit ihnen die Konturen der Wirklichkeit nachzuzeichnen. Seine Lyrik von *zimmerlautstärke* (1972) über *Ein tag auf dieser erde* (1998) bis zu *lindennacht* (2007) operiert hart an der Grenze des Schweigens und übt schon einmal das Abschiednehmen. „Die welt entfernt sich“, schreibt er so lapidar wie möglich. Der Tau auf den Wiesen im Tal hat ihm jedenfalls mehr zu erzählen als die Zeitung auf dem Frühstückstisch.

Für Reiner Kunze, der an diesem Freitag achtzig Jahre alt wird, ist diese Weltferne weniger eine Frage des Alters, als Ausdruck eines skeptischen Konservativismus, der ihn immer schon in Distanz zu der Gesellschaft rückte, in der er jeweils lebte. Was die menschliche Existenz kostbar macht, ist nicht aus gesellschaftlichen Zusammenhängen abzuleiten, sondern aus den Epiphanien des Augenblicks und dem Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit.

*Wesen bist du unter wesen
Nur daß du hängst am schönen
und weißt, du mußt
davon.*

Diese Verse aus dem Jahr 1998 lesen sich schon fast wie ein Vermächtnis.

Jörg Magenau, Süddeutsche Zeitung, 16.8.2013